Vom alten Kirchhof

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-634310

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

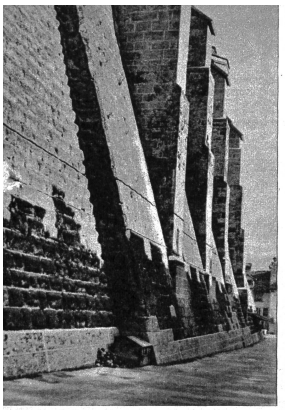
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Vom alten Kirchhof

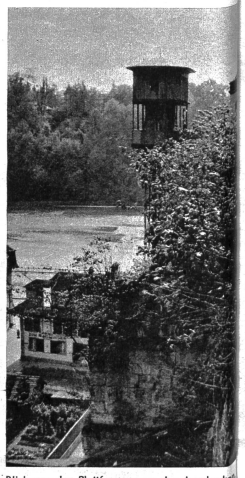


Die Südmauer. Mit ihren 4 mächtigen Strebepfeilern mahnt diese Wand an das Längsschiff einer Kathedrale

Wir gehen wohl öfters auf die Plattform, doch wird uns kaum bewusst, wie viel Arbeit, Sorge und Kosten diese künstlich angelegte Terrasse der Stadt Bern vor Jahrhunderten verursacht hat. Bereits 1334, als noch an Stelle des Münsters sich die Leutkirche befand, wurde mit deren Bau «gut und stark» angefangen. Dies Vorhaben war für die damalige Zeit eine so grosse Aufgabe, dass nicht nur die Bürger der Stadt mithalfen, sondern auch die fast aller umliegenden Gemeinden, so dass wir hier einen Bau vor uns haben, dessen Entstehung wir dem ganzen Bernervolk zu verdanken haben. Das Volk wollte aber nicht nur einen sehenswerten Bau errichten, sondern einen ehrwürdigen neuen Kirchhof erstellen, auf dem es seine Toten beisetzen könne. Der so gewonnene Kirchhof hat der Stadt hernach insofern Sorge bereitet, als dessen hohe Mauern bei dem mächtigen Druck, dem sie standhalten mussten, oft Risse aufwiesen, die neue Verstärkungen bedingten. Hauptsächlich der am meisten von der natürlichen Böschung vorgelagerte Südostteil war gefährdet.

Im Jahre 1478 herrschte in Bern die Pest. «Es sturbend gar viel trefflicher lüten, von geistlichen und weltlichen, edlen und andern, und sunderlich von kinden, und alle ding wurden türe». Die vielen Todesfälle mochten den Wunsch nach einer Erweiterung oder Stützung des grossen Kirchhofs gebracht haben, jedenfalls sollte der ganze Bau durch neue Mauern gefestigt werden. «1479 im summer wart die nüw mur angefangen ze machen unden an dem kilchof, und mussten alle geselschaften daran werken in irem costen, und was iedermann willig und gehorsam; doch cost es die stat ouch ein merglich gut an geld und win». Bei diesen Arbeiten halfen die nahen Gemeinden mit Erd- und Steinfuhren, ferne Bezirke, wie Spiez und Interlaken, liessen das nötige Holz die Aare hinunter zur Baustelle an der Matte flössen. Noch heute erkennt man in der Mauer verschiedene Steinsorten. So haben Köniz und Bümpliz Tuffstein geliefert und es ist interessant, festzustellen, dass dieser so poröse Stein sich an der Mauer besser gehalten hat als der Standstein, der teilorts durch Verwitterung etliche Zentimeter an Stärke eingebüsst hat.

1503—1506 liess der reiche Dompropst Armbruster eine «überköstlich Kapell» auf der Südostecke des Kirchhofs erstellen. Als diese bis an die Fenster aufgerichtet war, spaltete sich unter dieser Last die Ecke und die Kapelle musste abgetragen und an weniger gefährdetem Standort neu aufgebaut werden. Die schadhafte Ecke wurde dann von Grund auf neu verstärkt, welche Arbeit acht Jahre dauerte.



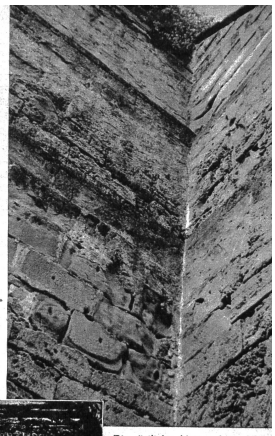
Blick von der Plattform gegen das Aarebecken. Hier an der Wand reiften im Herbst 1944 eine Anzahl Aepfel. Der Lift ist nicht gerade eine Zierde, doch für die Bewohner der Matte eine Erleichterung

Am 24. Märt. 1431 tritt in der Geschichte der Münsterterrasse insofern eine Wendung ein, als der Rat erlässt, «dass der Kirchhoff jetzt für hin frey seyn, und niemand darauf begraben werden, und die Begräbnis beym oberen Spithal Barfüssen und niederen Spithal seyn söllend», so dass nach Ablauf einiger Jahrzehnte eine Promenade entstand. 1560 wurde dieser Ort jedenfalls schon als Tummelplatz benützt, so dass ein «Rath-Zettel» angebracht wurde, der den Knaben das «Kluckern» verbot.

1731 wurde an Stelle alter Linden die zum Teil heute noch stehenden Kastanienbäume gepflanzt. Die beiden Erker, die die südliche und östliche Ecke bilden, wurden, mit Ausnahme ihrer jetzigen Aufbauten, im 16. Jahrhundert erstellt. Von diesen beiden Erkern aus geniesst man die schönste Aussicht und es ist schade, dass sie heute nebensächlichen Zwecken dienen. Die südliche Mauer war in frühern Jahrhunderten senkrecht und dadurch imposanter. Die schräge Mauer musste jedoch zur Stützung angebaut werden. Darum sind auch die vier mächtigen Stützpfeiler an ihrer Basis ganz in die Mauer eingebaut. Der obere Teil dieser Pfeiler wurde erst vor wenigen Jahren renoviert, da sie verwittert waren und viel Vegetation dort Fuss gefasst hatte. Jetzt decken zweckmässige, jedoch kahle Betonplatten die Pfeiler, und zur Erinnerung an diese Arbeiten wurden weithin sichtbar die Jahreszahlen 1938 und 1939 angebracht. Die östliche Mauer ist wohl in ihrem jetzigen Zustand am ursprünglichsten geblieben. Hier erkennt man an den verschiedenen Steinsorten und Quadergrössen, wie die Mauer nach vieljähriger Arbeit bis zur heutigen Höhe gewachsen ist, und dies Sichtbare ist ja nur ein kleiner Teil der Arbeiten, die gleichzeitig durch Auffüllung und Festigung des grossen dahinterliegenden Raumes vorgenommen werden mussten. Zahlreiche Pflanzen wählten die luftigen Höhen der Mauer und der Strebepfeiler zu ihrem Standort, und man erkennt neben Heckenrosen und Haselnußstauden sogar Apfelbüsche, die Früchte zur Reife bringen.

Früher, als Bern noch in seine Mauern eingeengt war, erlebte die Plattform grosse gesellschaftliche Veranstaltungen. Heute jedoch strebt sie wieder einer ruhigen, des nahen Münsters würdigen Epoche entgegen. Fern vom Weltgetriebe blickt man von ihr aus auf die rauschende Aare an der Schwelle unten und erkennt in diesen beiden den Willen und die Weite Alt-Berns.

M. Feurich.



Die östliche Mauer beim nördlichsten Pfeiler. Die Spuren der Zeit haben sich tief in den Sandstein eingegraben, während der Tuffstein beständiger ist

Links: Gedenktafel an Theobald Weinzäpfli, der von der Plattform sprang und in einem darunter liegenden Garten fiel und dabei ohne Schaden blieb. Die Besitzerin des Gartens soll Schadenersatz verlangt haben für das dadurch verdorbene „Kraut"

Empfindungen hat, als ein Gefühl der Beglückung, wie es jeder gerade und unverdorbene Mensch beim Anblick der reinen Schönheit unmittelbar empfindet, dem ist ohnehin nicht zu helfen. Wir können doch nicht mit solchen altjüngferlichen Bedenken — ich finde kein anderes Wort, aber es ist ohne jede persönliche Schärfe gemeint — an ein Kunstwerk herangehen. Wir machen uns lächerlich, wenn wir uns darauf einlassen."

Wieder war Fräulein Murck über und über errötet, ihr schien diese Auseinandersetzung sehr peinlich zu sein. Leidlig griff ein:

„Ich bitte, die Diskussion nicht aufs persönliche Gebiet abgleiten zu lassen. Sie machen sich die Sache zu leicht, Herr Redaktor. Wenn Sie solche Bedenken als altjüngferlich zu bezeichnen für nötig finden, so muss ich diesen Vorwurf auch auf mich beziehen." Er blickte sich um, als wäre damit schon alles gesagt. „Ich muss nun leider doch noch einen Punkt berühren, von dem ich lieber nicht gesprochen hätte, aber es ist Ihre Schuld, Herr Redaktor, wenn ich darauf nun doch zu sprechen kommen muss. Es ist nämlich doch kein blosser Zufall, dass der junge Künstler gerade zwei solche nackte Figuren darzustellen für gut befunden hat. Es fehlt hier eben eine moralische Hemmung. Es ist kein Zufall, sagte ich, denn dieses Projekt ist von einem jungen Mann eingereicht worden, der, leider, persönlich einen gar nicht einwandfreien Lebenswandel führt."

Rieter schlug, zum ersten Mal unbeherrscht, auf den Tisch und sagte aufbrausend: „Ich bestreite die Kompetenz dieser Kommission, über den moralischen oder unmoralischen Lebenswandel eines Bildhauers zu urteilen. Wir haben nicht die geringste Berechtigung, über das Privatleben anderer Leute zu Gericht zu sitzen. Uebrigens kenne ich Schwerdtlin seit vielen Jahren, und ich fühle mich verpflichtet, den gegen ihn vorgebrachten Vorwurf auf das allerentschiedenste zurückzuweisen."

„Sie finden es also moralisch, Herr Redaktor", höhnte Leidlig verbissen und blickte sich Beifall heischend um, „wenn ein junger Mann mit einem Mädchen zusammenlebt, obwohl sie nicht miteinander verheiratet sind?"

„Ich finde, dass uns das nichts angeht."

Aber da kam Rieter schlecht an, Leidlig wurde angriffig: „Sie sind wegen Ihrer laxen Anschauungen bekannt. Andere Leute haben mehr Verantwortungsgefühl."

„Solche Verfallserscheinungen dürfen uns alle nicht gleichgültig lassen", sagte Fräulein Murck, die sich jetzt sehr zusammennahm, um sich nicht einschüchtern zu lassen. Ihr Gesicht war ganz spitz geworden, es war ihr zwar unbehaglich, dass Rieter sie anblickte, aber das Gefühl, von der allgemeinen Zustimmung getragen zu werden, half ihr erfolgreich im Kampf gegen ihre Befangenheit. „Man darf solche Dinge nicht leicht nehmen", fügte sie bei.

Mutschler hatte aufgehört, seine Männlein zu zeichnen. Er setzte sich in Positur, blies die Backen auf und liess mit einem zischenden Geräusch die Luft aus dem Mund entweichen. „Ja, wenn das so ist, das ändert freilich die Sache", sagte er mit Salbung, „dann kommt der Mann für mein Plakat absolut nicht mehr in Frage."

„Wir tun ja so", warf Rieter ein, „als wären wir hier ein Musterknabeninstitut."

„Da wären Sie wohl nicht am richtigen Ort", versetzte Fräulein Murck bissig, und sie wunderte sich selbst über ihren Mut, aber das Bewusstsein, für die gute Sache zu fechten, half ihr manche Hemmungen zu überwinden. „Wir dürfen doch nicht jemand noch dafür belohnen, dass er einen solchen . . . einen solchen . . . dass er sich über alle guten Sitten einfach hinwegsetzt."

„Ganz meine Meinung", pflichtete Mutschler bei.

„Ich protestiere gegen diese unsachliche Diskussion!" wehrte sich Rieter. „Ich möchte bitten, dass wir zum Thema zurückkehren."

„Der Herr Redaktor ist hier nicht Diskussionsleiter", sagte Mutschler dröhnend, „sondern meines Wissens ist das immer noch der Herr Präsident." Dabei blickte er Leidlig aus empörten Augen an, der nickte ihm einen Dank zu. „Und ich finde nicht, dass wir unsachlich reden. Es ist ganz fraglos, dass die Moral auch zur Sache gehört. Wer einen unmoralischen Lebenswandel führt, der wird auch nur unsittliche Kunstwerke hervorbringen. Das ist meine Meinung. Jawohl."

Nun meldete sich Repp zum Wort.

„Herr Präsident, meine Dame, meine Herren", begann Repp, der sich erhoben hatte und zur Vermehrung der Feierlichkeit seine Jacke zuknöpfte. „Es gibt noch andere Gesichtspunkte, die uns bei der Beurteilung des erstprämiierten Projektes beschäftigen sollten. Es ist angetönt worden, dass die Nacktheit vom sittlichen Standpunkt aus Anstoss erregen würde. Es kommt aber noch etwas anderes hinzu, und ich muss mich fast wundern, dass die Jury diesen Gesichtspunkt ganz aus den Augen gelassen hat. Wir leben hier in der Stadt Burgwil sozusagen im Brennpunkt einer hochentwickelten und weltbekannten Textilindustrie. Es wäre dem Künstler eventuell nahezulegen, die Brunnenfiguren mit solchen Stoffen zu bekleiden, dass ihre Herkunft deutlich ersichtlich gemacht wird. Was soll beispielsweise ein Fremder denken, der unsere Stadt besucht, wenn er einen Brunnen erblickt, auf welchem die Figuren desselben vollkommen nackt sind? Käme es ihm dabei in den Sinn, dass er sich in einem Zentrum der Textilindustrie befindet? Ich glaube, mein Vorschlag wäre geeignet, erwogen zu werden, treffen wir dabei doch sozusagen zwei Fliegen mit einem Schlag. Und man muss heutzutage, in diesen besonders für unsere Industrie so schweren Zeiten, an alles denken."

Repp setzte sich befriedigt und schrieb eifrig weiter an seinem Protokoll.

„Ich verdanke dem verehrten Herrn Vorredner seine wertvollen Anregungen", sagte Leidlig. „Zweifellos dürfen auch solche Erwägungen nicht ausser Acht gelassen werden. Ich glaube jedoch, dass wir allen Weiterungen am besten dadurch begegnen können, wenn wir, wie vorgeschlagen, dem zweitprämiierten Projekt den Vorzug geben. Wünscht noch jemand das Wort?" Da Mutschler sich meldete: „Herr Gemeinderat, bitte!"

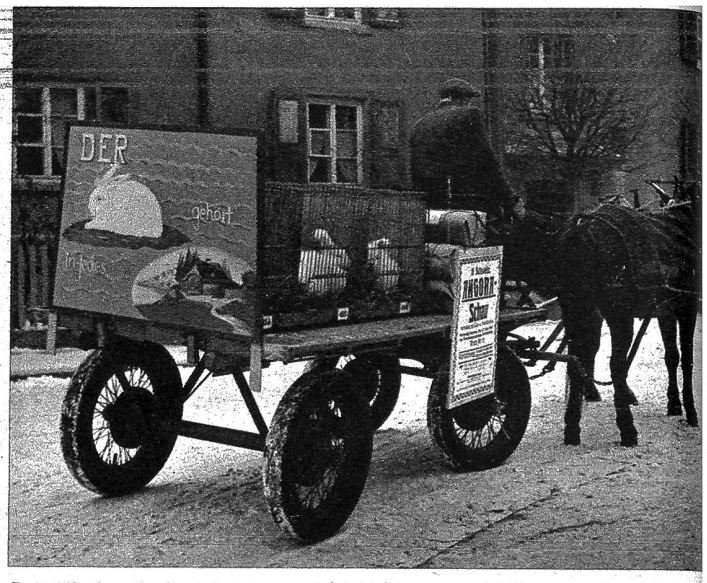
Mutschler blies sich auf und begann mit ausholender Armbewegung seine Rede: „Herr Präsident, verehrte Anwesende. Die Worte des Herrn Fabrikanten Repp haben mich auf einen Gedanken gebracht, der ebenfalls bisher nicht genügend in Betracht gezogen worden zu sein scheint. Wie schon Spengler in seinem berühmten Buch vom Untergang des Abendlandes sagt, befinden wir uns in einem Zeitalter des Niederganges. Dem müssen wir entgegentreten. Was ist die Ursache des Niedergangs? Neben der sittlichen Verwilderung Hand in Hand geht die allgemeine Wurzellosigkeit der Asphaltkunst, wobei man sich fragen muss, ob man das Wort Kunst in einem solchen Zusammenhang überhaupt in den Mund nehmen darf. Was aber ist bodenständig? Der Bauer. Wie Sie gesehen haben, stellt der Brunnen des Herrn Hägni einen Bauern dar, der seine Kuh zur Tränke führt. Das ist meiner Meinung nach ein gutes Brunnenmotiv, und es ist verwurzelt. Man spürt die Kraft des Bauernstandes. Jawohl. Dieser Brunnen ruft uns immer wieder in das Bewusstsein, was wir der schweizerischen Milchwirtschaft zu verdanken haben. Wir müssen deshalb das Banner der moralischen Idee hochhalten, und ich möchte auch meinerseits für das zweitprämiierte Projekt eine warme Lanze brechen."

Mutschler blickte sich um wie ein Feldherr nach einer siegreichen Schlacht und setzte sich.

„Ich verdanke dem Herrn Gemeinderat Mutschler seine lichtvollen und von tiefer Einsicht in die Sachlage getragenen Ausführungen. Ich nehme an, die Meinungen werden sich so ziemlich gebildet haben, dann könnten wir zur Abstimmung schreiten, oder wünscht noch jemand das Wort?" Da sich Rieter meldete, erteilte ihm Leidlig das Wort mit der Mahnung: „Aber bitte kurz, Herr Redaktor."

„Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass wir im Begriff sind, einem jungen Bildhauer ein schweres Unrecht zuzufügen. Ich weiss nicht, aus welchen Gründen unser Herr Präsident mit so besonderem Nachdruck für das Projekt Hägni eintritt, ich darf vielleicht daran erinnern, dass der Herr Präsident noch vor nicht allzu langer Zeit gegen Herrn Hägni ebenso starken Widerstand machte, wie jetzt gegen Schwerdtlin. Wenn sich Herr Hägni schliesslich mit seiner Kunst durchzusetzen vermochte, so geschah dies nicht dank, sondern trotz der Burgwiler Kunstkommission.

(Fortsetzung folgt)



Das Werbewägeli mit einem Pony-Vorspann, welches von der Firma Freiburghaus dem Züchter-Verein zur Verfügung gestellt wurde

Bim Chlapperläubli umenand

Es git gäng Lüt wo d'Flöh ghöre hueschte u ds Gras gseh wachse. Weder, erschtens kommt es anders und zwöitens, als man denkt — het scho der Wilhälm Busch so schön gseit.

„I ha's gseh cho" — mit dene Worte het der Miggu politischi Debatte ygfädlet, wo mir zwee mitenang hei gha, wo sälbander e Bläz wyt der Aare na z'büruf si. I ha der's gäng gseit, dir u allne myne Bekannte, üse Bundesrat vo Steiger wärdi nid Usseminischter. Das ha-n-i eifach gschpürt. Uesereins gseht ja nid hinger d'Gulisse. Aber eis säge-n-i: die Departemäntsverteilig im Bundesrat isch scho rächt. Sie wärde scho wüsse, warum u wieso. Mänge Bürger hätt lieber der vo Steiger a der Sprüzi vom Politische Departemänt gseh. U we's o nume wär, daß me chönnt säge — gället, i ha doch rächt tippet! Es isch prezis ds glyche wie mit de Leitartikle i de große Zytige. Da wird öppis Politischs gschriebe. U wie macht me das? Me isch nid ganz für die Sach. Me isch aber o nid ganz dergäge. Me gloubt, es chönnt e so si, aber vielleicht isch es doch nid ganz e so. Ganz unmöglech wär's o ume nid, daß es ganz angers chönnt usecho — u meischtens chunnt's äben angers use. Für dä Fall isch das gäbige Wörtli Imponderabilien erfunde worde. I will der das amene Byschpiel erkläre. Nimm a, du heigsch e More. Sie isch nahe zum Färle. Jitz bisch du doch sicher, daß die More jungi Söili uf d'Wält stellt. Statt desse schänkt sie amene Chalb ds Läbe. Das wär's. Das isch eini vo denen Imponderabilien. Es git ere massehaft hütigstags."

„Aber hei öppe die rächt gha, Miggu, wo gmeint hei, es chömm besser mit üser Fräßalie- u Rohstoffversorgig, we de die Alliierte Frankrych bsetzt heige! We mänge het i Gedanke scho i-n-es früsches Parisergipfeli bisse, oder jede Tag e schöne Bitz Fleisch uf em Mittagstisch gseh, oder Cholen i Ofen yneschuflet, daß ds Zimmerthermometer uf zwöiezwänzg Grad usen isch, oder bim Schnyder es Gwändli us ächt änglischem Stoff la amässe — wie mänge het sech i Gedanke gergeret, daß d'Landstraße wieder den Automobil ghöre, oder daß ds Pfurre vo de Motorvelo eim i der Nacht us em schönschte Troum usechlepft! Du wirsch es wohl öppen o gläse ha im Blettli, wie d'Amerikaner uftrumpfe!"

„Aebe ha-n-i's fasch nid chönne chopfe. U da bin i de scho der Meinig, daß me dene Lüt z'verschtah git, uf üsem Acherli tüie mir gfelligscht sälber Mischt zetten u grase. Mir luegi sälber, daß Ornig sig i üsem Stall. Wäge was häßele sie üs a! Wil mer is a d'Verträg halte, wo mer ungerschriebe hei. Amerika, die gröschti Demokratie vo der Wält, sött de bim Tonner die Letschti si, wo a settigem Ästoß nimmt. U vo wägem Export tät i lieber schwyge, wenn ig Amerikaner wär!"

Der Miggu het sech wieder einisch schuderhaft ergelschteret. Er het e füürzüntrote Gring übercho, mit dem Schtäcken dasumegfuchtlet u trappet uf alls use näbenuse, daß er himene Haar i d'Aare-n-use gheit wär.

„Reg di doch nid derewäg uf und brüel nid, daß me di i der Schönegg äne ghört!"

„Sit der Lockerig vo der Pressezensur bruche d'Zytigsschryber o kes Blatt meh vor ds Muul z'näh. De wirde-n-i dänk o dörfe säge, was mir paßt", het er umeghöische.

„Es isch no nie guet usecho, we me blindwüetig mit eme Chnebu um sech gschlage het. I aller Rueh soll men überlege u de di Sach bestimmt u dütlech säge. Oepe so wie's üse Bundespresidänt vo Steiger am erschte Jänner im Radio gmacht het."

„Dä isch scho rächt. Er müeßt ja nid e Bärner si" u dermit het der Miggu mit dem Stäcken i ds Aarewasser gschlage, daß es höch ufgschprützt het.

Chäderi.